

Daniela Holsboer

DER ZAUBER DES BERGES

Daniela Holsboer

Der Zauber des Berges

Die wahre
Vorgeschichte von
Thomas Manns
»Zauberberg«



© 2024 Daniela Holsboer

1. Auflage

Lektorat: Sonia Gembus

Umschlaggestaltung: SERIFA, Nastassja Abel

Covergrafik: SERIFA, Nastassja Abel, 00241151, Trevillion

Bergillustration: Vecteezy.com

Verlagslabel: Penthesilea

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

ISBN

Hardcover 978-3-384-17268-6

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

Für meinen Mann Florian und unsere Tochter Helena

Dieser Roman beruht auf wahren Begebenheiten.
Und dem magischen Rest.

Spirits always organize.

VORWORT

Wann verliebte ich mich in meinen Mann Florian Holsboer? Es war, als er mir diese Geschichte erzählte. Wir saßen in einer lauen Sommernacht im Garten eines Italieners in Schwabing. Er erzählte mir von seinem Urgroßvater Willem Jan Holsboer, einem der Gründerväter von Davos. Dieser habe, so Florian, nicht nur das erste Kurhaus gebaut, sondern auch die Rhätische Bahn und die Schatzalp. „Die Schatzalp?“, fragte ich ungläubig. „Ja, die Schatzalp“, bekräftigte er. Meine Sinne waren hellwach. Die Schatzalp aus dem *Zauberberg*. Als Literaturwissenschaftlerin spürte ich, welch literarischer Schatz in dieser Familiengeschichte vergraben lag. Ein Schatz, den zu heben ich mich in der kommenden Zeit zusehends berufen fühlte. Noch dazu als ich hörte, dass Willem all das – den Umzug von der Metropole London in ein unerschlossenes Bergdorf, die Aufgabe eines erfolgreichen Berufs für das Ungewisse – für die Frau seiner Träume, Margaret, getan hatte. Mein Herz machte einen Hüpfer. Was für ein Mann musste Willem Jan Holsboer gewesen sein! Er riskierte alles, wagte sich in unerschlossene Regionen vor, angetrieben von der stärksten Kraft auf Erden, der Liebe. Der Gedanke, dass Liebe Berge versetzt, schien mir noch nie so greifbar wie in jenem Moment, als Florian und ich Stunde um Stun-

de, bis weit nach Mitternacht, miteinander sprachen und uns ausmalten, wie stark die Liebe zwischen Willem und Margaret gewesen sein musste. Es war, als wären sie unter uns, als führten sie uns zusammen.

„*Spirits always organize*“, sagte einst eine Frau in London zu mir. Ein Satz, den ich niemals vergessen werde – wie recht diese doch hatte! Denn als himmlische Fügung erschien mir auch, dass Thomas Manns *Zauberberg* 2024 sein hundertjähriges Jubiläum feiert. Mir war klar: Diese wahre Vorgeschichte wollte geschrieben werden. Und so machte ich mich an die Recherche, löcherte meinen Mann immer und immer wieder mit Fragen. Ich sprach mit Benjamin Miller, einem Verwandten meines Mannes in der Schweiz, der sein beachtliches Familienarchiv für mich öffnete. Ich studierte den Stammbaum, las alte Zeitungsartikel und viele Davos-Romane. (Es gibt weit mehr als nur den *Zauberberg*, auch wenn dieser alle anderen überstrahlt.) Ich tauchte ein in eine vergangene Zeit, in das Davos des 19. Jahrhunderts, das sich von einer kargen Ansiedlung in den Alpen zum mondänsten Kurort Europas entwickelte. Immer klarer sah ich die enorme Lebensleistung Willem Jan Holsboers vor mir. Thomas Mann schreibt im *Zauberberg*: „Es war jetzt städtisches Trottoir, auf dem sie gingen – die Hauptstraße eines internationalen Treffpunktes, das sah man wohl.“ Doch es war Willem Jan Holsboer, der Davos zur Stadt gemacht hatte.

Ja, ich las den *Zauberberg* erneut und wusste: Ohne den Urgroßvater meines Mannes hätte Thomas Mann seinen Jahrhundertroman niemals geschrieben. Ohne Willem Jan Holsboer wäre der Autor niemals nach Davos gekommen – denn dass jeder, der etwas auf sich hielt, nach Davos zur Kur kam, war insbesondere ihm zu verdanken. Da lag also dieser historische Stoff vor mir, doch wann und wie sollte ich ihn in einen Roman verwandeln? Tja. *Spirits always organize indeed*. Jene Dame, von der ich bereits oben sprach, behauptete von sich, mediale Fähigkeiten zu haben. Aus Spaß (ich bin Germanistin und Anglistin und habe für britische Skurrilitäten viel übrig) ließ ich mich auf ihren Vorschlag, ein „reading“ zu machen, also auf eine Art hellseherische Sitzung, ein. Skeptisch hörte ich ihr zu. Doch als sie sagte: „*Oh, I’ve got a name ... it’s Willem*“, war ich elektrisiert. Es war ein Erlebnis der Sorte, das man nicht glauben würde, hätte man es nicht selbst erfahren. Und als ich dann auch noch mit meiner *Zauberberg*-Lektüre an die Stelle kam, an der Hans Castorp an einer Séance teilnimmt, während der ein Lied aus der Oper *Faust* von Charles Gounod gespielt wird und im Text der Name „Margarethe“ zu hören ist, bekam ich Gänsehaut. *Willem ... Margaret ...* Also gut, dachte ich, wenn mich nun schon die Geister rufen, führt kein Weg mehr daran vorbei. So begann ich zu schreiben. Im *Zauberberg* heißt es zu Beginn, „dass nicht jedem jede Geschichte passiert“.

Diese Geschichte passierte mir und dies ist das Buch, zu dem sie geworden ist. Denn Bücher schreiben sich nicht von selbst und doch sucht sich jede Geschichte ihren eigenen Weg. Dies ist also die Geschichte, wie sie sich durch mich hindurch geschrieben hat. Die Geschichte eines Mannes, der auszog, die Liebe seines Lebens zu retten. Die Geschichte, die mein Mann mir geschenkt hat. Denn ja, ich verliebte mich in ihn in jener lauen Sommernacht, weil ich spürte, dass auch er für mich, wenn es sein müsste (und hoffentlich wird dieser Fall nie eintreten!), Berge versetzen, eine ganze Stadt errichten würde, so wie Willem für Maggie sein ganz eigenes „Taj Mahal der Alpen“ erschuf. Gemeinsam schreiben wir nun, im echten Leben, diese Familiensaga weiter. Während ich diese Zeilen zu Papier bringe, liegt unsere neugeborene Tochter Helena in meinen Armen. Eine, um einen in meinem Roman vorkommenden Begriff aufzugreifen, „Materialisation“ unserer Liebe. Ihr und meinem Mann ist dieser Roman in Liebe gewidmet.

Und somit fangen wir an.

TEIL I

A T E M

DAVOS 1867.

DIE ANKUNFT.

Margaret sah aus wie ein Gespenst. Als Willem Jan Holsboer am 28. Mai 1867 seine erst zwanzigjährige Frau nach Davos brachte, hatte er Angst, sie würde die Anreise nicht überleben. An diesem lauen Frühlingsabend, die Federnelken blühten schon und die Vögel sangen noch, wäre er selbst mit dem Teufel einen Bund eingegangen, hätte er ihm versprochen, sie zu retten. Der Teufel aber war gnädig, er ging an ihm vorüber, auch wenn manche Willem später diabolisch nannten, ja ihm einen dämonischen Willen unterstellten und meinten, bei all seiner Schaffenskraft könne es nicht mit rechten Dingen zugehen. Und so, inmitten dieser Gnade, spürte er, dass er diesen Berg, der vor ihm lag, im Guten bezwingen musste – nicht aus Angst vor dem Tod, sondern aus Liebe. Aus Liebe zu der Frau, die vor seinen Augen zu sterben drohte. Willem schaute zu ihr, dann zu dem Gipfel. Er fluchte lautlos. Der Aufstieg war eine Zumutung. Er beobachtete Margarets Brustkorb. Atem war Leben, Tod das Gegenteil davon. So einfach war der Tod, der nach ihr griff, jeden Tag ein Stückchen mehr. Weil sich ihr Brustkorb schon kaum mehr hob und senkte, hatte er ihr eine Halskette mit einem kleinen ovalen Spiegelamulett geschenkt. Auf der

Rückseite hatte er ein Gänseblümchen, ihre Lieblingsblume, eingravieren lassen, in dessen Stängel ihre Initialen verschlungen waren. W & M, die zwei Buchstaben, die sich umgedreht ähnelten, so wie sie sich im anderen spiegelten. Wenn er nicht wusste, ob sie noch atmete, hielt er ihr das Amulett unter die Nase. Wenn es beschlug, lebte sie. Jedes Mal dankte er Gott und versprach, alles dafür zu tun, dass sie am Leben blieb. Doch sie verschwand, immer mehr entglitt sie ihm. Die Kutsche. Die Berge. Die Erschütterung. Seit sieben Stunden saßen sie in diesem unbequemen Wagen, spürten jede Unebenheit der Straße und das Gesicht seiner Frau, das schon seit Tagen wächsern glänzte, überzog jetzt zusätzlich eine fiebrige Nässe. Er blickte aus dem Fenster. Noch nie hatte er solche Berge gesehen.

„Maggie, schau, es ist nicht mehr weit.“ Margaret öffnete die Augen. Willem bat den Kutscher, anzuhalten, öffnete die Tür und ließ frische Luft herein. Er stieg aus und wollte Margaret beim Verlassen der Kutsche helfen, doch sie sank zurück auf die harte Sitzbank. Er schloss die Augen, atmete die kühle Abendluft ein. Seine Lider zitterten. Seit Tagen waren sie nun auf Reisen, es sollte ein Weg zur Heilung sein, doch wenn sich der Zustand seiner Frau auf dieser Reise so sehr verschlechterte, so würde nach ihrer Ankunft zum Heilen nicht mehr viel übrigbleiben. Jede noch so kleinste Bewegung, fürchtete er, könnte sie jetzt umbringen. „Wie

weit noch bis Davos?“, fragte er den Kutscher. „45 Minuten, eine Stunde vielleicht“, sagte der Mann. Sein grauer Lodenmantel war sauber, sein gleichfarbiger Bart lang. „Bringen Sie meiner Frau bitte frisches Wasser“, sagte Willem. Zum ersten Mal seit sieben Stunden stand der Kutscher von seinem Sitz auf. Das Abendrot tauchte den Himmel in purpurfarbenes Licht.

Man müsste eine Eisenbahn bauen, dachte Willem. Eine Schmalspurbahn müsste es sein, die Reisende in der windigen Gegend in Landquart besteigen würden um dann, wenn sich die kleine, aber ungewöhnlich zugkräftige Maschine in Bewegung setzte, den eigentlich abenteuerlichen Teil der Fahrt zu beginnen. Selbst mit der Bahn würde es ein jäher und zäher und schier endloser Aufstieg sein, hinauf ins Hochgebirge, in unangemessene Sphären. Winden würde sich der Zug auf schmalem Pass. Die Maschine würde braune, grüne und schwarze Rauchmassen ausstoßen, verflattern würde dieser Dampf, hinauf in den steingrauen Himmel, hinab in die Tiefen, an denen Wasser hinunterstürzte, vorbei an den dunklen Fichten zwischen den Felsblöcken zur Linken. Stockfinstere Tunnel müsste man bauen und weitläufige Abgründe mit Ortschaften in der Tiefe überwinden. Engpässe, Schneereste, Schründe, Spalten. Die Fahrt würde für jene, die hofften, der Zug würde die armseligen Bahnhöfe in derselben Richtung verlassen, wie bei der Einfahrt, für Ver-

wirrung sorgen, denn diese Bahn würde die Richtung ändern, so wie es diese gottverlassenen Himmelsgegen- den verlangten. Großartige Fernblicke in die heilig- phantasmagorisch sich türmende Gipfelwelt würden sich dem ehrfürchtigen Blick offenbaren, doch schnell schon würde dieser Ausblick wieder in den verschlun- genen Pfadbiegungen verlorengehen. Die Laubbäume würde man hinter sich lassen, die Singvögel auch. Und dann endlich, wenn der Aufstieg genommen war, würde der Zug bequemer dahinrollen und in Davos ein- fahren.



Der Kutscher brachte das frische Quellwasser, Willem hielt Margarets Kopf bei dem Versuch, davon zu trin- ken. Sie hustete und spuckte es wieder aus. Er umarmte sie, streichelte ihren Kopf und flüsterte ihr ins Ohr, wie er es in diesen Augenblicken schon oft getan hatte:

„Atme, Margaret. Atme dich zu mir.“

„Wir werden doch nicht länger als auf drei Wochen fahren?“, hatte ihn Margaret vor der Abreise gefragt. Doch Willem hatte, ihr von Krankheit gezeichnetes Ge- sicht betrachtend, nichts zu antworten gewusst.

Als er an diesem Tag seine fast ohnmächtige Frau aus der Kutsche hob und ins Hotel Strela trug, da schwor er sich, dass er, sollte sie diese Strapaze überleben, die Bahn bauen würde, die er sich erdacht hatte. Er würde

sie erbauen und Kranke in Regionen emporheben, in denen sie noch nie geatmet hatten. Diese Bahn sollte das Verhältnis zwischen einer langen Anreise und einem kurzen Aufenthalt relativieren, ein Gleichgewicht herstellen zwischen Krankheit und Genesung, ein Bindeglied werden zwischen der Welt da unten, aus der sie kamen, dem Flachland, das ihnen kein Glück gebracht hatte und der Welt dort oben, das den Göttern und damit der Unsterblichkeit so nahe schien. Auf eine Reise wie diese, das spürte Willem, musste man sich innerlich einlassen. Die Seele musste sich öffnen, das innere Tor aufgehen, damit sich der Zauber dieser Alpen, den er bereits jetzt am ersten Tag der Ankunft erahnen konnte, geschehen durfte. Jeden Abend betete er um ein Wunder. Ob Gott ihn erhören würde, wusste er nicht.



„Meine Frau braucht ein Glas Milch, außerdem einen Bettwärmer. Heizen Sie ein, Herrgott, Sie sind doch das einzig beheizte Hotel hier? Und bringen Sie uns Brot und Käse.“ Willem stand im Eingangsbereich des Hotels. Durch die kleinen Fenster fiel nur noch wenig Dämmerlicht, die Decken waren niedrig, aus demselben dunklen Holz wie der Boden, der vor Abnutzung glänzte. Die Wände waren verrußt. Nichts, dachte er. Es gab einfach nichts in diesem Ort. Was hatte er erwartet? In London hatte Dr. Weber ihm genau dies prophezeit,

wenngleich er in den höchsten Tönen von dem Hochtal gesprochen hatte: „Es ist ein Paradies aus Sonnenschein und Schnee – unberührt, unkultiviert.“ Immerhin, Willem hatte es gefunden. Dr. Webers Diagnose lag nun sechs Monate zurück. Er hatte Willem, nachdem er Margaret gründlich untersucht hatte, zur Seite genommen. „Wenn Ihre Frau überhaupt noch eine Chance hat, dann in Davos.“ „Warum Davos?“ Sogar bei fortgeschrittener Tuberkulose erziele man dort erstaunliche Ergebnisse, erklärte der Arzt. Für jene, die den unerbittlichen Wettkampf zwischen Atmen und Sterben zu bestreiten hätten, sei diese Bergregion die gewinnversprechendste Arena. „Fahren Sie“, hatte Dr. Weber gesagt. „Lieber heute als morgen.“

Willem war zurück in dem kleinen Gästezimmer. Es gab ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl. Er betrachtete seine schlafende Frau und ersehnte den ersten Strahl der Davoser Morgensonne, von der es hieß, sie habe heilsame Kräfte. Man sagte, das Schweizer Sonnenlicht sei gleißend, es verbrenne das Kranke und lasse nur das Gesunde übrig. Wir sind Blinde, dachte Willem. Geblendet von der Hoffnung. Hinter den Bergen, wo Margarets Husten blutige Spuren im Schnee hinterlassen hatte, müsste doch das glückliche Ende auf sie warten.

Es war erst Mai.

LONDON 1865.

DIE LIEBE.

Willem sperrte sein Büro früher zu als sonst, um in die Stadtbibliothek zu gehen. Von der Londoner Filiale der Twentschen Bank am Trafalgar Square, die er seit einem Jahr als Direktor leitete, war es nur ein Fußmarsch von wenigen Minuten dorthin und er hätte noch gut zwei Stunden Zeit, um sich in Shakespeares *Sommernachts-
traum* zu vertiefen. Er hatte alles mit Benjamin Blijdenstein, seinem Co-Direktor, besprochen: Der Handel mit Textilwaren lief gut, doch er würde noch viel besser laufen, wenn die Stoffe eine Bühne bekämen. Beim gestrigen Afternoon Tea im Claridge's waren sie übereingekommen, dass diese Bühne die des *Globe* sein müsse „Wenn wir es schaffen, dass die Schauspieler Kostüme aus den von uns importierten Stoffen tragen“, sagte Willem, „machen wir das richtig große Geschäft.“ Die Zuschauer würden sich in das Gesehene verlieben und es begehren und die Stoffe würden von der Bühne hinabsteigen und Theater und Wirklichkeit würden sich in den Straßen der Stadt vermischen. Willem sagte, im demnächst aufgeführten *Sommernachtstraum* müsse die Seide glänzen, nichts verführe die Menschen mehr zum Träumen als eben guter Stoff und das im doppelten Sinne, literarisch wie haptisch. Benjamin nickte und

sagte, ja, genau, unbedingt. Er wusste, dass es jetzt nicht nur aussichtslos, sondern auch geschäftsschädigend wäre, seinen Freund zu bremsen, denn er handelte ganz im Sinne der Holsboer-Prämisse, die den Umsatz der Bank im letzten Jahr verdoppelt hatte: Das Ziel war Begeisterung. Die Kunden sollten kaufen, was sie faszinierte. Ein Kauf ohne Begeisterung hingegen sei seelen- und somit sinnlos. Damit aber ein Produkt begeistern konnte, musste es eine Geschichte erzählen und zwar eine verdammt gute. Benjamin hatte noch nie einen Menschen mit vergleichbarem wirtschaftlichem Verstand kennengelernt wie diesen Holländer, der alles anders, aber mit einer ihm bis dahin unbekannten Effizienz machte. Sein Gehirn arbeitete schneller, präziser und, auch wenn dieser Begriff ansonsten nicht zu Willem passte, brutaler als das der anderen Kollegen: Er konnte schonungslos sein, wenn es darum ging, Fehler auszumerzen, Konventionen zu hinterfragen und Pläne umzustürzen. Gleichzeitig war er sensibler und penibler als die gesamte Belegschaft und betonte immer wieder, dass erstens Geld nur Geld war und es daher zweitens, einer leeren Leinwand gleich, mit Schönheit und Sinnhaftigkeit aufgeladen werden musste, um drittens Gutes tun zu können. Willem las Geld so wie andere Bücher.

Die letzte Kanne Tee samt dazugehöriger Champagnerflasche leerend, vereinbarten sie, dass sich Willem